Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 47

Artikel: Der Mutter Lied

Autor: Keller, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648453

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
19. November
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Helle Nebelnacht.

Von Hermann Hiltbrunner.

Die Nacht ist kühl, doch voll von Licht,
Das Nebel filtern — und es tropft
Durch ihren Schleier grau und dicht . . .
Ich wache auf — hat es geklopft?

Ich stehe auf. Weiß liegt der See:
Durch weiche Nebel sickert Licht
Des Mondes, und wohin ich seh':
Geheimnisvolles Dämmerlicht . . .

Aus Nebellicht und Silbernacht
Kommst her du über Berg und See,
Und meine Hände tasten sacht
Nach deines Leibes weißem Schnee.

Der Mutter Lied.

Erzählt von H. Keller.

1

„Vreneli, am Sonntag ist erster Advent; wir müssen Walters Zimmer bereit machen."

„Ja, Frau Pfarrer, ich weiß es, die Zeit ist da", entgegnet leise seufzend die weißhaarige Magd, die noch als junges Mädchen in Frau Pfarrer Golders Elternhaus gedient und ihrer jungen Herrin dann vor fast dreißig Jahren in ihren jungen Haushalt folgte.

Draußen vor den Fenstern schleicht eine kalte, dunkle Novembernacht vorbei, und der Wind stöhnt durch die dürren Bäume und rüttelt an den Fensterläden. Doch drinnen im Wohnzimmer des Pfarrhauses ist es warm und heimelig. Die alte Magd deckt den Tisch zum Nachtessen, währenddem ihre Herrin in ihrer Sofaecke emsig strickt.

Nein, eigentlich arbeitet sie seit ihren letzten Worten nicht mehr. Die sonst so fleißigen Hände ruhen zusammengepreßt in ihrem Schoß, und die gütigen, klaren Augen suchen in unbekannter Ferne ihren Sohn, dem sie schon manche Adventszeit das Zimmer rüstete, immer vergebens, ach, denn bisher hatte keine noch so sehnsüchtige mütterliche Liebe ihn nach Hause zu ziehen vermocht.

Ihr Gesicht ist fein und schmal; großes Herzeleid hat viele feine Falten darein gegraben und das volle, einst dunkelblonde Haar vorzeitig silbergrau gefärbt.

Vor dreißig Jahren folgte sie voll tiefen Glückes ihrem geliebten Manne in das niedere Pfarrhaus im kleinen Bergdörflein, aus dem großen, fröhlichen Kaufmannshause ihrer Eltern in der Stadt. Bald rückten zwei gesunde Kinder an, die das Sonnenglück dort oben noch vergrößerten und aus der immer fröhlichen und um alle Gemeindeglieder besorgten Pfarrfrau eine heitere, nimmermüde Mutter machten.

Was ist von diesem Familienglück zurückgeblieben, jetzt in dem schon viele Jahre lang bewohnten großen Pfarrhaus im schönen Dorfe unten? Ein innerlich müder, alter Mann mit seinen noch nicht ganz sechzig Jahren, der seiner Gemeinde von froher Hoffnung und Zuversicht predigen soll und selbst so oft nicht mehr daran glauben kann, und eine arme Mutter voll heißer Sehnsucht nach ihren verlorenen Kindern. Denn verloren hat sie beide: die feine, zierliche Tochter als junge Arztfrau vor drei Jahren durch den Tod, als sie dem ersten Kindlein das Leben geben wollte. Und den Sohn, den schlanken, intelligenten Walter, der vom Vater den harten Kopf geerbt, den hat sie auch verloren. Er hat Kummer und Schande über das Elternhaus gebracht und irrt draußen in der Welt als verlorener Sohn umher.

Der Vater zwang ihn zum Studium; er wollte erst auch einen Theologen aus ihm machen, um so die Familientradition fortzusetzen. Walter wehrte sich aus allen Kräften dagegen, denn er wollte unbedingt Mechaniker werden. Nur nicht weiter studieren! Schon das Gymnasium war ihm zuwider gewesen. Doch des Vaters harter Kopf erzwang das Studium, zwar brachte er den Sohn um keinen Preis zur Theologie, dafür endlich mit Drohungen und Bitten zur Medizin. Die Mutter, die vermitteln wollte, hatte eine schwere Zeit. Wenn es nach ihr gegangen wäre, dann hätte Walter seinem Wunsche folgen und den von ihm ersehnten Beruf ergreifen dürfen. Doch der Vater gab auch ihren Vorstellungen und Bitten nicht nach, und so konnte sie nicht helfen.

In der ersten Zeit, als Walter die Universität in der nahen Stadt bezogen hatte und im großmütterlichen Hause wohnte, schien alles besser zu gehen, als man nach dem Vorangegangenen hoffen durfte. Wenn auch nicht mit Freude, so studierte er doch mit ziemlichem Fleiße. Allerdings ging ihm mit seinem guten Kopf und seiner leichten Auffassungsgabe alles mühelos. Dann folgten die Semester

auf fremden Hochschulen, und der leichtblütige und genußfreudige junge Mensch, der nicht mehr unter Aufsicht stand, verbummelte. Als der Vater ihn nur noch ganz knapp hielt mit Geld, da machte er Schulden. Wer anders aber mußte diese bezahlen als die Eltern? So ging das einige Jahre hindurch, während denen Walter nur ganz wenige Male nach Hause zurückgekehrt war. Weder des Vaters Drohungen nützten etwas, noch der Mutter resolutes Zureden und liebevolles Bitten. Und dann kam der schwarze Tag, an dem der Vater seinem einzigen Sohn die Türe wies: ein Mädchen aus rechter Familie sollte von Walter ein Kind bekommen, und als dies an den Tag kam, da ging es ins Wasser.

Seither sind vier Jahre verflossen. Das einzige, was die Mutter noch für ihr verlorenes Kind tun kann, ist beten. Sie hofft mit Mutterglauben, daß Walter nun zu irgend einer Arbeit gezwungen sei, um leben zu können, und daß diese Arbeit ihn auf den rechten Weg und eines guten Tages wieder ins Elternhaus führen werde. Und in jeder Adventszeit ist dieser Glaube am stärksten, und so rüstet sie ihm immer sein Zimmer. Vor dem Vater darf sie Walters Namen nicht mehr nennen, doch fühlt sie mit ihrem feinhörigen Frauenherzen, daß er, besonders in der letzten Zeit, in der verwundeten Seele selbst auch auf die Heimkehr des verlorenen Sohnes hofft. Durch Nachforschungen weiß sie, daß er sich immer noch in Europa aufhält, daß er bald hier, bald dort wirklich arbeitet, dann wieder plötzlich verschwindet. Daß der Spielteufel sich in ihm eingefressen hat, das wissen die Eltern allerdings nicht, und daß er nur in der äußersten Not arbeitet, um nicht grad verhungern zu müssen. Hat er dann wieder nur ein wenig Geld beisammen, dann stürzt er sich wieder an irgend einen Spieltisch.

*

Der erste Adventsonntag geht schon dem Abend entgegen. Walters Zimmer ist wie alljährlich mit grünen, duftenden Tannzweigen geschmückt, und dazwischen glänzt das gerüstete Bett mit seiner feinen weißen Leinenwäsche.

Die Mutter, nachdem sie mit sorglicher Hand und wehem Herzen alles noch einmal gemustert, sitzt in ihrer Sofaecke im Wohnzimmer ganz allein. Vreneli ist bei einer im gleichen Dorfe wohnenden Nichte zu Gaste, und der Pfarrer ist auf einem Krankenbesuche bei einem alten Freund.

Die Nacht ist lau und schwarz und still. So ist die einsame Frau von einer großen Stille draußen und drinnen umgeben. Heute ruhen ihre sonst so emsigen Hände, die das ganze Jahr hindurch und auf Weihnachten erst recht, mit mütterlicher Sorge und Freude für ihre armen und kranken Gemeindekinder arbeiten und sich abmühen. Andern Kummervollen helfen zu dürfen, das ist ihr immer der beste Trost und die größte Hilfe für ihr schweres Mutterherz.

Sie denkt zurück an die Adventssonntage in früheren Jahren, da die Kinder noch klein waren und sie nötig hatten. Welche Freude war immer wieder das Hervornehmen des Adventshäuschens mit dem Kerzlein darin!

Und jetzt? Weder Kinder noch Enkel sind da, um sich am Adventslicht zu freuen. Die so früh verstorbene Tochter feiert Advent mit ihrem Kindlein an einem andern Ort, wo kein Herzeleid um Irdisches mehr schmerzt. Der Mutter scheint es Sünde, um den Verlust dieses geliebten Kindes zu klagen, das jetzt gut aufgehoben ist. Wie viel ruhiger und getroster wäre sie, wenn sie auch ihr anderes Kind in so guten Händen wüßte.

Walter, wann bringt die Adventszeit auch dir Licht? fragen ihre schmerzenden Gedanken. Herrgott, führ du ihn! Du wirst ihn doch nicht ganz verloren gehen lassen wollen. Zeig ihm das Licht, auf daß er die rechte Straße findet!

Da, wer klopft auf einmal am Fensterladen mit leiser Hand? Wer ruft mich Mutter! Mutter! Mutter!

Frau Elisabeth fährt erschrocken aus ihrem Sinnen auf und öffnet hastig das Fenster und fragt fast bang hinaus:

„Wer ist's, der mich gerufen hat?"

Aber es wird ihr keine Antwort, und ihr scharfer, suchender Blick erspäht keinen Menschen draußen in der Dunkelheit. Da füllt sich ihr Herz plötzlich mit einer seltsamen Unruhe und auf einmal weiß sie mit einer klaren Gewißheit: Das ist mein Sohn, der aus der Ferne nach seiner Mutter ruft. Er ist am Sterben oder sonst in einer großen Not.

Ihre Glieder werden schwer und das Herz droht, stillzustehen. Mit einem wehen Aufschrei fällt die sonst so Beherrschte, Starke auf das Ruhebett zurück und bleibt hier liegen in einer leichten Ohnmacht.

So findet sie ihr bestürzter Mann bei seiner Heimkehr. Unter seinem besorgten Bemühen erwacht sie bald wieder aus ihrer Starrheit. Mit dem Wiederkehren des Bewußtseins erinnert sie sich auch deutlich wieder des Erlebten, und die ungeheure Angst bemächtigt sich ihrer aufs neue.

Der erschrockene Gatte, der die Angst aus ihren seltsam blickenden Augen und von ihren weißen Lippen liest, dringt mit liebevoller Sorge in sie und will wissen, was ihr fehle.

Da erzählt sie ihm das seltsame Geschehnis, das mit Walter zusammen hängen müsse.

Der Pfarrer schüttelt sein auch schon ganz ergrautes Haupt und meint mit leichtem Vorwurf:

„Aber Kind, was reimst du dir zusammen, wenn du nur den Wind an die Fenster pochen hörst?"

Doch seine Stimme klingt nicht ganz fest, und eine ungewohnte Unruhe hat auch ihn ergriffen.

In der Nacht, vor dem Einschlafen, ist es nach langer Zeit das erste Mal, daß die beiden Eltern miteinander von ihrem verlorenen Kinde reden. Noch nie wie heute erfährt die Pfarrerin so recht, wie innerlich gebrochen auch ihr sonst so aufrecht scheinender Mann ist. Was ihr oft Härte schien an ihm, zeigt sich ihr in dieser Stunde als Entfliehenwollen vor dem eigenen leidenden Herzen.

Er klagt qualvoll:

„Wie soll ich, der elendeste und unglücklichste Vater unter meinen Pfarrkindern, ihnen Kraft und gute Hoffnung und frohe Zuversicht durch meine Predigten geben können, wenn ich selbst so arm bin?"

Trotz all des Jammers und des Leides fühlt Frau Elisabeth, wie ihr plötzlich eine warme, trostesvolle Quelle durchs Herz rieselt; denn sie fühlt, daß vom heutigen Abend an sie ihr Weh und ihre Angst nicht mehr vor ihrem

weich gewordenen Mann verbergen muß; daß sie gemeinsam nun ihrem irrenden Kinde zu helfen suchen werden. Durch das heute Erlebte ist sie fest überzeugt, daß sie in den nächsten Tagen etwas Sicheres von ihrem Sohne hören, und was es auch sei, als gut aus Gottes Hand nehmen werde.

So ist eine merkwürdige Ruhe über sie gekommen und ein stilles, nicht aber ein müßiges Warten. Denn sie sputet sich mit ihren Weihnachtsarbeiten und -vorbereitungen wie noch nie, da das sichere Gefühl sie seit dem Sonntag nicht verläßt, ihr Kind werde sie bald nötig haben ....

Das Mutterherz hat sich nicht getäuscht: Am Donnerstag darauf schon hält sie einen Brief in der zitternden Hand, der aus Italien kommt und mit einer unbekannten Handschrift überschrieben ist. Die Ruhe der letzten Tage ist einer Erregung sondergleichen gewichen. Ach, dummes Herz, das zerspringen will! Wer hat dir denn gesagt, dieses Schreiben müsse eine schlimme Botschaft über deinen Sohn enthalten? Als ob du als Pfarrfrau noch nie Briefe aus dem Ausland von Unbekannten erhalten hättest?

H. Kaulbach: Klostersuppe.

Endlich können Frau Elisabeths flimmernde Augen den Brief entziffern. Und er handelt wirklich von ihrem Sohn. Eine ihr unbekannte Pfarrfrau, gebürtige Schweizerin, in einer italienischen Stadt, schreibt ihr warm und mütterlich und so schonend als möglich: Ihr Mann habe am Montag seinen regelmäßigen Besuch im Volksspital gemacht und habe da einen erkrankten Schweizer, ihren Sohn Walter, gefunden, der am Tage vorher aus einem Hotel der Stadt eingeliefert worden sei. Es handle sich um einen Lungenschuß, der aber laut Aussage des Professors nicht lebensgefährlich sei, sofern keine Komplikationen hinzutreten, was man bei einem so geschwächten Körper nie wissen könne. Sie selber sei am nächsten Tage auch bei ihm gewesen, habe einige Augenblicke mit ihm reden können; nachher sei er wieder in seine Fieberphantasien gefallen und habe darin mehrmals nach der Mutter gerufen. Daher schreibe sie ihr, denn es wäre gut, wenn sie oder jemand anders aus der Familie kommen könnte, was sicher eine große Erleichterung und Beruhigung für den Kranken wäre. Oder ob sie ihn vorläufig in ein Privatspital überführen lassen soll, da ja bekanntlich die Pflege in einem Armenspital zu wünschen übrig lasse? Am liebsten nähme sie ihn zu sich in ihre Wohnung, aber das sei unmöglich, da der Kranke jetzt noch beständig unter ärztlicher Aufsicht sein müsse. Sie stehe natürlich dem Kranken wie seinen Angehörigen ganz zur Verfügung, so schloß der Brief.

„Sofort reise ich, natürlich sofort! Vater wird auch einverstanden sein." dachte fest entschlossen Frau Elisabeth bei sich selbst. Dem Schrecken war wieder die Ruhe gefolgt. Der Paß war zum Glück in Ordnung; sie hatte ihn erneuern lassen, als sie im Frühling mit ihrem Mann zu ihrer Schwester nach Frankreich reiste.

Hastig fing die Frau Pfarrer mit Brenelis Hilfe zu packen an, bevor nur ihr Gatte nach Hause gekommen war. Als er dann kam und alles vernahm, da verlor der große, starke Mann die Fassung und seine Frau mußte ihn trösten wie ein Kind.

„Selbstmord", murmelte der Gebrochene immer wieder, „unser einziges Kind beschließt sein Leben so!"

Denn daß es sich um einen Selbstmordversuch handeln müsse, das hatten beide Eltern sofort geahnt.

Erst wollte Pfarrer Golder seine Frau nicht allein reisen lassen; beide aber konnten jetzt vor Weihnachten das Pfarrhaus nicht verlassen. Und er allein, was hätte er mit dem unglückseligen Menschen anfangen sollen? So sah er ein, daß die Mutter an diesen Platz gehörte und begleitete sie am nächsten Morgen schon in die Stadt, wo sie den Zug nach Italien nehmen mußte. Ein Telegramm an die freundliche Pfarrfrau war noch am Abend vorher abgegangen.

Nun sitzt Frau Elisabeth im Zug, der sie nach langen Jahren wieder einmal ins Land ihres nie erloschenen Sehnens führt. Früher, als junges Mädchen, war sie mit ihrem Vater einige Male hinabgefahren, und so blieb ihr die italienische Sprache bis heute nicht ganz ungeläufig. Früher fuhr sie auf dieser Strecke der Sonne und der Freude zu, heute ihrem unglücklichen, vielleicht sterbenden Kinde. —

Die Grenze ist passiert. Schon leuchtet der See herauf, der immer ihr Entzücken war, und die drei schönen Inseln grüßen herüber. Aber heute liegt eine graue Schwermut über allem, was sonst im Lichte des wunderblauen Himmels und seiner frohen Sonne sich badete.

Dörfer, Städte mit ihren vielen Kirchen fliegen vorüber, und schon verlangsamt der Zug seine Blitzesfahrt und fährt in die Bahnhofhalle von Mailand ein. Frau Elisabeth ist froh, in ihrem Abteil sitzen bleiben zu können und nicht nach einem andern Zuge hasten zu müssen. — Weiter geht's, durch die unendliche Ebene des Po, wo unheimlich die Riesenzahl der Maulbeerbäume ihre dunkeln, kahlen Arme in den grauen Dezemberabend strecken. Die ersten

Seit 1000 Jahren die gleiche Methode! — Nach den letzten amtlichen Feststellungen gibt es in Bulgarien heute noch beinahe 460,000 dieser primitivsten Holzpflüge, während es nur ca. 300,000 eiserne Pflüge gibt.

Lichter erglänzen der Bahnstrecke nach und in den Dörfern und bringen Trost in die graue, kalte Wehmut draußen.

Frau Elisabeth will denken, denken an das sie Erwartende in der fremden Stadt und kann doch keinen richtigen Gedanken zusammenbringen. Der rasende Zug geht ihrer Qual und Ungeduld oft noch zu langsam, dann aber wieder möchte sie an einem stillen Ort ganz einsam für sich ruhen und ihr armes Herz in Gottes Vaterhand legen können und sagen: Da nimm! Ich weiß nicht, wie viel es noch ertragen kann. —

Schon ist es Nacht, wenn auch noch nicht spät, wie sie einfährt in die Stadt, wo ihr Sohn im Spital in seinen Schmerzen liegt. Taumelnd verläßt sie den warmen Zug, weist ihr Gepäck einem herbeieilenden Dienstmann an und geht mit ihm dem Ausgang zu. Da schließen plötzlich zwei warme Hände sich um ihre und eine helle Frauenstimme sagt im lieben Schweizerdeutsch: „Sie sind sicher Frau Pfarrer Golder. So habe ich Sie mir vorgestellt."

Diese heimatliche Begrüßung tut Frau Elisabeth ungemein wohl, und sie dankt gerührt. Sie fühlt sofort das warme Mitverstehen auch eines Mutterherzens.

In der Pfarrwohnung ist alles bereit für den Schweizergast, und der fröhliche Herr Pfarrer und sein munteres Söhnchen sorgen hier für einen herzlichen Empfang. Dann geht die Weitgereiste früh zu Bett, um morgen zum Besuche im Spital wieder frisch zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Ein Königreich der Bauern.

Blick auf Bulgariens Wirtschaft.

Der Charakter der bulgarischen Volkswirtschaft ergibt sich vor allem aus der Tatsache, daß von der Gesamtbevölkerung des Landes, das rund 6 Millionen Einwohner hat, über 80 Prozent unmittelbar in der Landwirtschaft ihre Existenz finden. Während man vor dem Kriege die bulgarische Landwirtschaft fast als eine reine Getreidewirtschaft bezeichnen konnte, ist in den letzten Jahren in dieser Richtung ein völliger Wandel eingetreten. Durch die Gebietsverschiebungen nach dem Friedensschluß ist die Anbaufläche für Industriepflanzen bedeutend vermehrt worden. Die Ausfuhr von Tabak ist daher von 1 Prozent in den Vorkriegsjahren auf rund 45 Prozent der Gesamtausfuhr des Landes in den letzten Jahren gestiegen, und ist somit die wichtigste Stütze der Handelsbilanz und der Stabilität der Währung. Die Ausfuhr von Getreide ist dagegen von 70 Prozent auf 12 Prozent zurückgegangen. An zweiter Stelle der Ausfuhr stehen heute Eier, dann kommt Getreide, Felle, Oelsamen, Rosenöl, Geflügel, Seidenkokons, Obst u. a. Der bulgarische Import besteht aus industriellen Fertigwaren, Chemikalien, landwirtschaftlichen Bedarfsartikeln und anderen Industrieerzeugnissen. Es muß noch erwähnt werden, daß Großgrundbesitz in Bulgarien nicht existiert, 57 Prozent aller bäuerlichen Wirtschaften unter 5 Hektar und nur 5,5 Prozent über 15 Hektar groß sind. Ein weiterer wichtiger Punkt in der Entwicklung der bulgarischen Wirtschaft der Nachkriegszeit ist die begonnene Industrialisierung des Landes. Während im Jahre 1909 nur 264 Fabriken bestanden, zählt man heute schon deren 1110, die über 35,000 Arbeiter beschäftigen. Außer diesen beiden Komponenten ist die Entwicklung des Genossenschaftswesens wichtig für die wirtschaftliche Lage Bulgariens.

Bulgarien ist von Natur aus ein Land der Ueppigkeit. In seinen fruchtbaren Ebenen und Tälern gedeihen jegliches Getreide, Kulturpflanzen wie Tabak, Baumwolle, Oelpflanzen, Rosen für das kostbare Rosenöl, Früchte in verschwenderischer Fülle. Wenn trotzdem das Land von einer immer mehr wachsenden wirtschaftlichen Not geschüttelt wird, so müssen deren Ursachen an Kräften liegen, die nicht nur im Lande selbst ihren Ursprung haben. Gewiß, der Bulgare kann sich im allgemeinen sattessen, dies aber in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, denn von dem Ueberfluß des Landes bleibt ihm nur das zur Nahrung notwendigste Brot und vielleicht etwas Milch oder Käse. Dies ist die Haupt- und sogar meistens die einzige Nahrung, die der bulgarische Bauer hat. Und dieses Sattessen ist erkauft durch einen Verzicht auf fast alle zivisatorischen Einrichtungen und eine unglaubliche Bedürfnislosigkeit.

Der Hauptgrund für die wirtschaftliche Krise des Landes liegt in dem katastrophalen Preissturz für alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Dieser Preissturz wirkt sich sofort bei dem einzelnen Bauern aus und führt zu einer Schrumpfung seines Einkommens, die die Lebenshaltung weiter Kreise der Bevölkerung weit unter das normale Existenzminimum treibt. Für die Tabake guter Provenienzen zahlten die ausländischen Einkäufer noch vor drei Jahren Preise von 5 bis 7 Goldfranken für das Kilo, heute muß der Erzeuger froh sein, wenn man ihm 1 bis 2 Goldfranken bietet. Da der Tabak, wie schon erwähnt, der wichtigste Ausfuhrartikel des Landes ist, wirkt sich diese ungünstige Entwicklung der Preise in stärkstem Maße in der Handelsbilanz Bulgariens aus.

Eine weitere Ursache für die ungünstige wirtschaftliche Lage des Landes ist, daß die Hauptabnehmer für dessen Erzeugnisse Deutschland und Oesterreich sind, die infolge ihrer eigenen Wirtschaftsnöte als Käufer mehr und mehr an Bedeutung verlieren. Dazu kommt noch, daß diese Staaten durch scharfe Verordnungen die Abgabe von Devisen unterbunden haben und fast alle Lieferungen nur im Wege besonderer Vereinbarungen durch Kompensation erfolgen können. Andererseits braucht Bulgarien aber dringend fremde Valuten zur Tilgung seiner ausländischen Verpflichtungen und zur Beschaffung der wichtigsten Rohstoffe und Industrieerzeugnisse, die es selbst nicht besitzt, die aber für das Land lebenswichtig sind. Besonders die junge bulgarische Industrie, die zumeist eine verarbeitende ist, braucht die Rohstoffe, wie Metalle, Chemikalien usw. um weiter be-